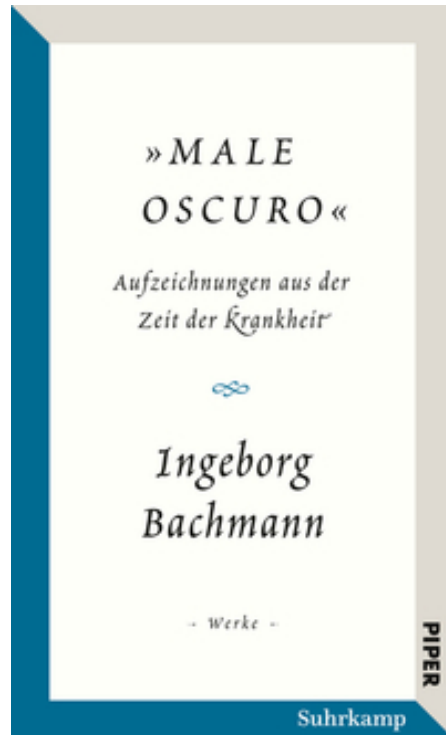


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bachmann, Ingeborg
Werkausgabe

Male oscuro. Aufzeichnungen aus der Zeit der Krankheit. Traumnotate, Briefe, Brief- und Redeentwürfe

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42602-9

Ingeborg Bachmann
»Male oscuro«

Ingeborg Bachmann

Werke und Briefe

Salzburger Bachmann Edition

Herausgegeben von
Hans Höller und Irene Fußl

Unter Mitarbeit von
Silvia Bengesser und Martin Huber

Ein Editionsprojekt am Literaturarchiv Salzburg
Mit Unterstützung des Literaturarchivs
der Österreichischen Nationalbibliothek

Redaktion: Raimund Fellingner
(Suhrkamp Verlag)

Ingeborg Bachmann

»Male oscuro«

Aufzeichnungen
aus der Zeit der Krankheit

Traumnotate, Briefe, Brief- und Redeentwürfe

Herausgegeben von
Isolde Schiffermüller und
Gabriella Pelloni

Piper Suhrkamp

BUNDESKANZLERAMT ■ ÖSTERREICH

Diese Ausgabe wird von der Republik Österreich,
Bundeskanzleramt, gefördert.

Erste Auflage 2017

© dieser Ausgabe Piper Verlag, München, Berlin, Zürich
und Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere
das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und
Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des
Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: le-tex, Leipzig

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42602-9

»MALE OSCURO«

Vorwort

»Nun haben Sie aber das Unglück, von der andren Seite wenig zu erfahren, von der des Patienten oder des Ex-Patienten, weil die meisten wohl nicht über Sprache verfügen oder nicht fähig sind, zu formulieren, und weil, wie es bei Kafka heißt, uns ja die Scham überlebt« – mit diesen Worten begründet Ingeborg Bachmann in dem hier zum ersten Mal abgedruckten Entwurf einer Rede an die Ärzteschaft (Text 27), warum sie aus dem üblichen Schweigen über die Erfahrungen einer Patientin heraustritt. Es sei nicht nur die unzureichende sprachliche Fähigkeit, sondern auch die Scham, welche die meisten Kranken daran hindert, über das Persönlichste und Intimste des erfahrenen Schmerzes in der Öffentlichkeit zu sprechen, und nicht einmal in den ärztlichen Protokollen tauche dieser entsetzliche Schmerz auf, »diese Hölle für einen Menschen« (ebd.).

Dieses Schweigen wollen alle Bücher Ingeborg Bachmanns seit ihrem physischen und psychischen Zusammenbruch Ende 1962 aufheben. Sie wenden sich nicht an den kleinen Kreis der Ärzte einer Klinik, sondern an die Leserinnen und Leser, denen sie diese Erfahrung zumuten. In den Gedicht-Entwürfen von *Ich weiß keine bessere Welt*, in den Romanfragmenten *Das Buch Goldmann* und *Das Buch Franza*, im *Wüstenbuch* und in der Büchnerpreis-Rede *Ein Ort für Zufälle*, 1965, der einzigen nach ihrer Erkrankung in den sechziger Jahren erschienenen neuen Veröffentlichung, geht es um den kranken Menschen und um die Ungeheuerlichkeit des physischen Schmerzes, um das *Male oscuro*.

Ingeborg Bachmann hat die Bezeichnung, es ist der Titel

eines 1964 publizierten italienischen Romans von Giuseppe Berto, im fragmentarischen »Bericht an eine Ärzteschaft« verwendet und darin erklärt, dass es jenes autobiographische Buch war, das sie ermutigt habe, die Schamschwelle zu durchbrechen, die einem das Sprechen über die eigene Krankheit so schwer mache. Darum und auch wegen des wie vormodern klingenden Wortkörpers – *Male oscuro*, »Dunkles Übel«, Bachmann spricht von einem sich dem modernen Denken entziehenden »mittelaltersten« Schmerz – haben die beiden Bandherausgeberinnen, Isolde Schiffermüller und Gabriella Pelloni, diesen Obertitel für die bisher unveröffentlichten *Aufzeichnungen aus der Zeit der Krankheit* gewählt.

»Wenn man das Romanhafte abzieht«, heißt es in Bachmanns Rede-Entwurf, »bliebe für jeden Arzt etwas übrig, eine penible präzise Schilderung von erschreckender Genauigkeit über die Zustände, die Sie in Ihren Aufsätzen und Büchern behandeln, Neurosenlehre und Psychotherapie«, und sie fügt hinzu, es sei ihres Wissens »das erste Buch, das darüber berichtet« (ebd.). Aber ist diese Aufmerksamkeit für die autobiographische Wahrheit nicht ein Sakrileg für die Literaturwissenschaft und für die Literaturkritik? Wird hier nicht eine andere Schamgrenze überschritten? Verstößt die Veröffentlichung von Traumprotokollen, Briefen und Rede-Entwürfen nicht gegen die Gebote der Diskretion, gegen das Briefgeheimnis und den Schutz der Privatsphäre? Ja, die hier vorgelegten Texte verstoßen gegen Schweigegebote, die den kranken Menschen schützen sollen, von denen sich der kranke Mensch aber auch umstellt sieht, und das nicht nur aus guten Gründen. Ingeborg Bachmann wäre an diesem Schweigen und einer falsch verstandenen Diskretion fast zugrunde gegangen.

Nicht nur in den hier vorgelegten schriftlichen Dokumen-

ten hat die Schriftstellerin die Erfahrung angesprochen, mit ihrer Krankheit in Isolation und Stummheit zu geraten, nicht mehr gehört zu werden, weil extremer Schmerz sich der Mitteilbarkeit entzieht und die Mitmenschen nicht mehr erreichen kann. Diese Vergeblichkeit sitzt als Angst und als Erfahrung, in seiner Not sogar bei den nächsten Menschen auf Unverständnis zu stoßen, tief im Ich und reicht in seine Alpträume hinein. Das dritte Traumnotat, jenes vom 6. März 1963, spricht von dieser ins Unbewusste verdrängten Angst und zugleich vom Verlangen nach Anerkennung der eigenen Krankheit: »ich will nur davon sprechen, obwohl sonst niemand davon sprechen will, auch meine Mutter nicht.« (Text 3) Es ändert sich der Ort der Traumhandlung, nun sitzt man in einem Raum, vor dem »eine Art Saal« ist: »Ich fange wieder an: ich spreche von meiner Krankheit, weiß jetzt schon, daß keiner darüber reden möchte, ich fahre allen ins Gespräch mit meinen Sätzen.« (ebd.) Es tritt eine andere weibliche Traumfigur auf, »goldblond, fast golden, strahlend, glücklich« (ebd.), als stünde sie für eine Welt, in welcher Krankheit und Leiden keinen Platz haben.

Es gibt bei Bachmann, die wie selten jemand die Privatsphäre verteidigt und die Diskretion vehement für sich in Anspruch genommen hat, auch das Wissen um Formen einer Diskretion, die tödlich sein kann. Fanny P. gerät mit der aus ihrer Herkunft und ihrer Geschichte kommenden Scham, den privaten Schmerz den andern mitzuteilen, ins soziale Abseits, und Eka Kottwitz, eine andere Hauptgestalt in *Das Buch Goldmann*, kann nicht über das, was sie »so unerträglich empfand«, sprechen, weil sie zu diskret ist, »zu kottwitzisch«. Dass »sie mit niemand drüber sprechen konnte, endete mit dem Sprung aus dem Hamburger Fenster und dem Entsetzen der Freunde« (TA 1, S. 394).

Unter Indiskretion verstand Ingeborg Bachmann ein Verhalten, das über den anderen verfügt, ihn zur Gerüchtefigur degradiert oder das Private als Sensation vermarktet. Auch die vielen Formen, eine Person oder eine Sache gesprächsweise festzulegen, sie zu verkleinern und ihr jede Offenheit und Selbständigkeit zu nehmen, gehörten für sie dazu. Es gibt aber auch eine Form der Auseinandersetzung mit dem Anderen und mit seiner Hinterlassenschaft, die imstande ist, die Integrität der Person und das »Briefgeheimnis« zu wahren. Die hier vorgelegte Edition möchte ein solcher Versuch sein, die nachgelassenen, zu Lebzeiten nicht publizierten persönlichen Schriften mit Respekt vor dem Wort der Schriftstellerin zu würdigen und deren Integrität nicht zu verletzen. »Respekt vor dem Wort«, das bedeutet für die Herausgeberinnen, die Grundlagen für ein angemessenes Verständnis zu schaffen, in welchem der Zusammenhang von Ingeborg Bachmanns Leben und Schreiben und ihre literarische Autorschaft auch bei den nicht-literarischen Schriften ins Licht gerückt wird. So zeigt sich, dass selbst die aus dem therapeutischen Prozess hervorgehenden Traumprotokolle bei der Schriftstellerin nachdenkliche Texte darstellen, die man als vielschichtige Prosastücke lesen kann. Sie überliefern nicht nur Traum Inhalte und deren latente Bedeutung, sondern sie geben uns auch eine Idee davon, wie man über das Unbewusste sprechen kann, ohne die Offenheit und Freiheit in diesen Texten zu verraten. Und genauso können die Briefe an den Arzt wie Maximen und Reflexionen über das therapeutische Gespräch erscheinen, das die Schriftstellerin selbst in einem Brief (Text 22) in ein Wittgenstein'sches »Sprachspiel« verwandelt, in ›sagen‹, ›nicht sagen‹ und ›einfallen‹ und ›auffallen‹ und ›entgehen‹ und ›entgangen‹ und ›halb und halb entgangen‹. Die Rede an die Ärzteschaft

aber verwandelt sich, so gelesen, in sozialphilosophische Bruchstücke einer »Archäologie des ärztlichen Blicks« in der Klinik (Foucault).

Durch diese Edition lernen die Leserinnen und Leser mehr vom »Grund und Boden« des schreibenden Ich verstehen. Und die Literaturwissenschaft wird vielleicht in ihren Theorien dem Leben, so schwierig es ist und kaum auf den Begriff zu bringen, einen größeren Stellenwert einräumen. Das Leben-Wollen, ein Leben, das mehr als Überleben ist, es wäre der würdigste Gegenstand jeder poetologischen Erforschung des Verhältnisses von biographischer Wirklichkeit und literarischer Fiktion.

An ihren Therapeuten schreibt die Schriftstellerin von den Dingen, »die nicht außerhalb liegen, sondern die sich in uns überlagern und schon früh überlagert haben«, und sie erinnert den »Caro Dottore«, dass sie einmal davon geredet haben, »daß man über Menschen nichts weiß, d. h. schon das Einfachste nicht weiß, also nicht, was darstellbar ist, das Einfachste schon nicht. [...] Man kann einen Tisch zutodbeschreiben, man kann einen Menschen zutodbeschreiben, von allen Seiten. Wie aber soll man sie lebendig schreiben, in dem Rahmen, in dem ja nichts lebendig ist und alles Überkommen, zu dem man Leser überredet.« (Text 22)

»MALE OSCURO«

**TRAUMNOTATE UND
AUFZEICHNUNGEN**

[I.]

13–2. 63 morgens

Der Traum:

5

ich bin in Vellach oder vielleicht in Kötschach (meine Schwester ist auch dort) (aber erst beim Aufwachen, im Halbschlaf, merke ich, daß es eher ausgesehen hat wie Ischia beim Einsetzen der ersten Winterstürme, es war auch wie eine kleine Insel, abgeschnitten, Boote irgendwo, ich aber in der Meinung, es sei das Gailtal) – ich bin verzweifelt allein und sage das auch irgendwann, zu meiner Schwester. Dann werde ich ans Telefon gerufen, der Anruf kommt aus New York, zuerst ist die Leitung leer, dann kommt Max, seine Stimme, wir reden eine Weile, ich bin sehr aufgeregt, aber was wir reden ist ohne besondere Bedeutung, dann frage ich plötzlich, was mich als einziges beschäftigt: wann kommt Ihr denn zurück nach Europa? Max lacht und lacht immer mehr, nicht gerade höhnisch, aber ziemlich belustigt, und ich frage, ziemlich beherrscht: wird es eher Ende Feber oder Anfang März sein? Er lacht noch immer und sagt: Nein, ich denke erst am 1. August. Und da er noch immer lacht, sage ich, das ist furchtbar, daß Du auch noch lachst, und ich hänge ab. Ich bin wahnsinnig konfus danach, ich spreche auch wieder, scheint es, mit meiner Schwester, ich sage, ich muß sofort die Koffer packen und etwas tun, vor allem muß ich weg von hier, ich kann hier nicht mehr länger warten. Es ist grau und stürmisch und inselhaft und winterhaft rundherum. Ich sage, nachdem ich alles (was, weiß ich nicht) durchdacht habe, ich kann nur nach Wien oder nach Berlin gehen, dann fällt mir ein, daß ich nicht nach Wien gehen

10
15
20
25
30

kann, ich sage, ich muß also doch nach Berlin gehen und sofort abreisen.

Danach wache ich auf, begreife nicht, wo ich bin, nehme noch eine Weile alles für bare Wirklichkeit und dann kommt
5 die Wendung, der erste halbwache Gedanke. Ich frage mich, was für eine Jahreszeit wir haben, ja, doch Feber, also war meine Frage völlig richtig und ja auch oft so gedacht, wenn auch nie ausgesprochen. Und es war völlig richtig, daß ich wegen des »1. August« in der Traumgeschichte völlig zusammenbrach.
10

Danach noch zwei Stunden im Bett, mit Halbwachtraum, ich gehe von dem ersten Traum ab und weiß, ich muß sofort nach New York schreiben und bitten um eine Zeichnung der Wohnung mit allen Möbelstücken eingezeichnet, ich
15 muß wissen, wie es in der Park Avenue aussieht, wo das Bett steht, ob es ein Doppelbett ist etc. Ich weiß plötzlich, daß ich das unbedingt wissen muß und mich schon die ganze Zeit über, unbewußt, damit beschäftigt habe – mit der Frage, wie diese Wohnung in allen Einzelheiten aussieht. Ich denke,
20 ich muß nach New York fahren und nachher zumindest sie mir ansehen, damit ich weiß, wie es dort war.

[2.]

3. März 1963

5
Traum: Max kommt überraschend mit Marianne. Eine Wohnung, die ich nicht kenne. Plötzlich aber ist alles noch ganz anders, ich erfahre, daß Max geheiratet hat, eine ganz andere Frau, die kommt auch, sie ist ein wenig über 40, sie kommen wahrscheinlich aus Mexiko. Ich bin vollkommen überrascht, 10 begrüße auch diese Frau, die mir aber nicht gefällt, sie paßt überhaupt nicht zu Max, sie sieht weder gut aus, noch macht sie einen angenehmen Eindruck, aufdringlich, taktlos, und nachdem ich eine Weile mit ihr gesprochen habe, mir Mühe gegeben habe, wird es mir zu dumm, ich sage ihr etwas dar- 15 über, daß sie sich gefälligst einen Moment lang vorstellen soll, was ich durchgemacht habe. Wieder ist meine Schwester auch dabei, ich glaube, sogar Marianne ist dabei. Ich sehe sie einen Augenblick, vor allem ihren Mund und beim Lachen wunderbare Zähne. Dann müssen wir schlafen ge- 20 hen, es wird sehr kompliziert, wer wo und mit wem schlafen soll, alle die Frauen, ich meine, Marianne und Max sollten in meinem Schlafzimmer in dem großen Bett schlafen, aber es scheint, daß er mit der anderen Frau dann dorthin geht, und ich arrangiere alles und die Wohnung ist sehr eng und klein- 25 bürgerlich, wir sitzen an einem Küchentisch herum, – beim Aufwachen habe ich einen Teil des Traumes vergessen, denn er hat mehr Handlung gehabt, vor allem habe ich vergessen, was ich mit Max gesprochen habe und wie er zu mir war, es könnte auch sein, daß er gar nicht mit mir geredet hat, son- 30 dern mich unter den Frauen zurückließ.

Dann, nach dem Erwachen, dachte ich noch einmal an Gestern, wegen dem »ein Jahr Mexiko«, und ich war plötzlich sicher, daß Max in Mexiko geheiratet hat. Ich dachte noch eine Weile nach, wie ich dann alles machen müßte, hier und
5 mit Rom, mit der Mutter und allem, und es erschien mir plötzlich alles ganz unlösbar und so unendlich mühsam auch für die Zukunft.

Heute spricht die Mutter wieder über Mexiko, ich beruhigte sie, dann sagte sie, Franz hätte auch den Eindruck, daß Max
10 sofort nach Rom ginge, auch ihr hat er geschrieben, er freut sich nur auf Mexiko und auf Rom. Von mir steht kein Wort in dem Brief, auch nichts, wann und ob er mich hier sehen will. Es ist schon, als existiere ich überhaupt nicht mehr. Zum Glück merkt die Mutter es nicht, sie meint, ich müsse
15 erst ganz gesund werden, ehe Max mich wiedersehen will. Aus unerfindlichen Gründen hält sie Krankheit für einen Trennungsgrund. Sie sagt, Sie müssen dann wieder gut aussehen, wenn Max zurückkommt.